

GRAPHISCHE PRESSE

Nr. 47 / 44. Jg.

20. Nov. 1931

**ORGAN DES VERBANDES DER LITHOGRAPHEN,
STEINDRUCKER UND VERWANDTE BERUFE.**

Abonnement. Die *Graphische Presse* erscheint wöchentlich Freitag. Abonnementspreis mit *Graph. Technik* 0,50 Mk. exkl. Zustellung pro Monat. Zu bezieh. durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 3573). Für die Länder des Weltpostvereins 1.—Mk.

Redaktion:

Hans Ronnger, Berlin W 9, Königin-Augusta-Str. 12. Redaktions-
schluß: Montag, Fernruf: B 2, Lütow 5583.
Verlag: Johannes Haß, Berlin W 9. — Druck und Expedition:
Conrad Müller, Schkeuditz-Leipzig, Augustastraße 8-9.

Insertion. Für die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 0,50 Mk. bei Wiederholung Rabatt. Für Verbandsmitglieder sowie Verbandsanzeigen 0,30 Mk. pro Zeile. Beilagen nach Übereinkunft. — *Zuschriften an die Expedition erbeten.*

Postverlagsort Schkeuditz

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Ronnger, Berlin W 9, Königin-Augusta-Str. 12. Für Inserate verantwortlich: Conrad Müller, Schkeuditz-Leipzig, Augustastraße 8-9.

Rami fällt Lohnschiedsspruch für das Steindruckgewerbe!

Als trotz aller Bemühungen des Schutzverbandes die Lohnverhandlungen am 26. Oktober mit der Ablehnung jeglicher weiterer Lohnsenkung durch die Gehilfenvertreter endeten, gab der Schutzverbandssprecher die Erklärung ab, nun das Reichsarbeitsministerium um eine Entscheidung anzurufen. Die Anrufung des Rami ist dann auch erfolgt und ein Schlichtungsverfahren für den 13. November angesetzt worden. Wenn es nach dem Willen des Schutzverbandes gegangen wäre, hätte das Schiedsgericht schon am 27. Oktober getagt. Aber so schnell mahlen die Rami-Mühlen nicht und es blieb den Unternehmern gar nichts anderes übrig, als ihre „große Sorge um die Betriebe“ unvermindert noch einige Zeit zu tragen.

Also, für den 13. November waren die von den Unternehmern für das Lithographie- und Steindruckgewerbe verlangten Schiedsverhandlungen vom Rami angesetzt. Als Sonderschlichter war Prof. Kramer (Breslau) bestellt. Von den Unternehmern waren anwesend: Dr. Cramer (München), Scholz (Mainz), Keller (Dresden) und Syndikus Dr. Wagner; die Gehilfenvertreter waren: Freudemann, Ferkel, Hoffmann und Ronnger. Zu Beisitzern für die Schlichtungskammer waren ernannt für die Unternehmer: Dir. Wolff und Dir. Budwig; für die Gehilfen: die Kollegen Haß und Herbst.

Den Sprecher für die Unternehmer machte Herr Dr. Cramer (München). Die Forderung der Unternehmer laute auf Reduzierung der Löhne um 12 Proz. Wie die Lohnlage im Gewerbe sei, ergebe eine am 11. September 1931 von den Unternehmern aufgemachte Lohnstatistik, deren Ergebnis dem Rami zugänglich gemacht worden sei. Diese Löhne seien Leistungslöhne, die sich tariflich nach Leistung und nach Dauer der Beschäftigung bemessen. Gute Beschäftigung und starker Gehilfenmangel nach der Inflationszeit hätten verursacht, daß die Löhne weit über jede Berechtigung gestiegen seien. Die Lohnreibereien der Gehilfen wären mit dem Schlagwort begründet worden, an dem durch die Technisierung und Rationalisierung gesteigerten Gewinn entsprechenden Anteil zu haben. Unter diesem Druck seien von den Gehilfen Löhne herausgeholt worden, die die Lage des Gewerbes keinesfalls rechtfertigen und die nach den Feststellungen des Reichsstatistischen Amtes eine Steigerung gegenüber der Vorkriegszeit von 190 Proz. ausweisen. Dazu kämen die tariflichen Vergünstigungen der Feiertagsbezahlung, Ferien usw., die den Durchschnittslohn der Flachdrucker von 63,25 Mk. auf 72,60 Mk. die

Woche steigerten. Diese Löhne könne das Gewerbe einfach nicht mehr tragen, weil sie rund 50 Proz. vom Preise des Produktes ausmachten. Die Krise mit ihren Auswirkungen mache die Betriebe direkt notleidend, weil sie bei den hohen Löhnen im Auslande einfach nicht mehr konkurrenzfähig seien. Die Notlage der Betriebe und die Pflicht, sie existenzfähig zu erhalten, zwingen einfach dazu, die Löhne abzubauen. Das würde auch von den Gehilfen in den Betrieben eingesehen, aber die Gewerkschaftsführer zeigten leider dafür kein Verständnis. Deshalb sei das Rami zur Schlichtung dieser Streitigkeit von den Unternehmern angerufen worden.

Herrn Dr. Cramer antworteten die Kollegen Freudemann, Ferkel und Hoffmann. Kollege Freudemann ging besonders auf die allgemeine Wirtschaftslage ein und wies erneut nach, wie falsch es ist, die Weltwirtschaftskrise mit Lohnabbau beheben zu wollen. Die riesig gesteigerte Weltproduktion leide unter Mangel an entsprechender Kaufkraft. Es komme darauf an, die Kaufkraft zu steigern und damit dem Schrumpfungsprozeß der Produktion Paroli zu bieten. Mit Lohnsenkung sei der Auslandsmarkt nicht zu erobern, wie dadurch auch keine Aufträge hereinzuholen seien. Die Antwort auf den letzten Lohnabbau sei der gewaltige Anstieg der Zahl der Arbeitslosen. Würde der Lohn noch weiter abgebaut, dann sei bestimmt damit zu rechnen, daß auch die Leistungen der Gehilfen sich in ein entsprechendes Verhältnis setzten. Auf das Problem von Lohn und Leistung ging dann Kollege Ferkel näher ein. Er wies nach, daß die Löhne noch lange nicht in einem gerechten Verhältnis zu den gesteigerten Leistungen stehen. Dann ging er mit Erfolg gegen die Unternehmerbehauptung an, der Lohn mache 50 und mehr Prozent des Preises unserer Gewerbecprodukte aus. Die selbst von Unternehmern gemachten Angaben, daß selbst bei höchsten Qualitätsprodukten der Lohnanteil 20 bis 25 Proz. betrage, wurde als falsch und unbeweisbar hingestellt. Und als dann in der Kammer der Beweis angetreten wurde für die Richtigkeit der Gehilfenfeststellungen, wurde über Verletzung des Betriebsgeheimnisses von der anderen Seite gejammert. Dem Einwand, durch Lohnabbau den Auslandsmarkt mehr zu erobern, ging Kollege Hoffmann besonders zu Leibe. An Hand seiner einwandfreien Ausfuhrstatistiken, deren Richtigkeit die Unternehmer mit Erfolg noch nie anzweifeln konnten, gelang ihm der Beweis vollständig, daß Lohnabbau das Auslandsge-
schäft gar nicht fördert. Das Auslandsge-

schäft, wenn es nicht auf Qualitätsware abgestellt ist, muß immer zweifelhafter werden. Das erzwingt die Ausfuhr deutscher Druckmaschinen. Oder sind die Unternehmer der Meinung, daß die ausländischen Käufer von deutschen Schnellpressen und Offsetmaschinen Pfannkuchen darin backen wollen? Aus all diesen Gründen blieb die Meinung der Gehilfenvertreter: *Fort mit jedem Lohnabbau, nicht einen Groschen noch einen Pfennig!*

Nach solch scharfer Gehilfenabwehr jeden Lohnabbaues wäre es vollständig zwecklos gewesen, wenn der Schlichter trotzdem noch versucht hätte, eine Verständigung der Parteien herbeizuführen. Das stellte er auch nach Schluß der Auseinandersetzungen fest und berief die Kammer. Stunde um Stunde saß die Schlichtungskammer dann beisammen, aber die Gegensätze milderten sich nicht. Die Gehilfenbesitzer sahen im Abbau der Löhne kein geeignetes Mittel, der Wirtschaft, dem Gewerbe und den Betrieben zu helfen. Nach stundenlangen Beratungen, die bis in den späten Abend hinein gingen, verkündete der Sonderschlichter dann folgenden

Schiedsspruch:

1. Ab 14. November 1931 ermäßigen sich die bisherigen Löhne um 5 Prozent.
2. Die neue Lohnregelung ist mit einmonatiger Frist erstmalig zum 29. Februar 1932 kündbar.

Erklärungsfrist zum 20. November 1931.
Die Erklärung ist dem unparteilichen Vorsitzenden und gegenseitig der anderen Tarifpartei zu übermitteln.

Dieser Schiedsspruch befriedigt die Wünsche der Unternehmer bestimmt nicht. Nach ihren Begründungen müßte der Lohnabbau ganz anders aussehen. Aber wieviel aus Lohnabbau: *Die Gehilfenschaft ist aus ökonomischen, gewerblichen und sozialen Gründen gegen jeden Lohnabbau!* Denn Lohnabbau behebt die Wirtschaftskrise nicht, sondern fördert sie. Aus diesem Grunde sind wir in erster Linie gegen jeden Lohnabbau. Die Erklärung zum Schiedsspruch muß bis zum 20. November erfolgen. Am 18. November tagt der Verbandsbeirat, der zum Schiedsspruch, zu den Tarifverhandlungen im Chemigraphiegewerbe und zu innerorganisatorischen Fragen Stellung nehmen wird. Auch die Stellungnahme des Verbandsbeirates wird so sein müssen:

Ablehnung des Schiedsspruches!

Arbeitslosigkeit und Krankenversicherung

Ständig festzustellende Unklarheiten in Kollegenkreisen lassen es geboten erscheinen, mit kurzen Ausführungen auf das Verhältnis des Arbeitslosen zur Krankenkasse und zur Arbeitslosenversicherung einzugehen. Zur Ersparung unnötiger Laufereien muß immer darauf hingewiesen werden, daß in heutiger Zeit der Arbeitnehmer bei der Entlassung auf Ausstellung einer ordnungsmäßigen Lohnbescheinigung zu achten hat. Eine sofortige Prüfung, ob der tatsächliche Verdienst und die Angaben der Lohnbescheinigung übereinstimmen, kann nur dringend empfohlen werden. Wie es überhaupt Aufgabe eines entlassenen Kollegen ist, seine Papiere zu prüfen, im ganz besonderen die, die man unterschreiben soll. Die erste Aufgabe des Arbeitslosen besteht in der Beschaffung der Stempelkarte. Sie wird auf dem zuständigen Arbeitsnachweis ausgestellt. Dieser Gang wird am besten am ersten Tage erledigt. Zur Stellung des Unterstützungsantrages kann man sich getrost ohne Schaden ein bis zwei Tage Zeit lassen, um in Ruhe und Überlegung die notwendigen Unterlagen zu besorgen. Der nächste Weg des Arbeitslosen führt zur Krankenkasse. Die Kasse als Einzugsstelle der Arbeitslosenversicherungsbeiträge hat zu beglaubigen, daß der auf der Lohnbescheinigung angegebene Verdienst mit den wirklich gezahlten Beiträgen übereinstimmt. Nicht gerade selten ergeben sich hierbei Differenzen. Es ist in solchen Fällen nicht unbedingt nötig den Unmut darüber in kernig kräftigen Worten dem Angestellten zuzuflüstern. Vielfach werden die notwendigen Meldungen nicht so pünktlich gemacht wie es sein soll; daraus ergeben sich dann die Unstimmigkeiten. Es ist wirklich besser, die Firma zu veranlassen, die Differenzen auszugleichen, um den Arbeitslosen vor Schaden zu bewahren. Warum? Die Ausführungsbestimmungen zur Notverordnung bestimmen zur Rechtslage folgendes: „Sind Beiträge zur Arbeitslosenversicherung nach einem niedrigeren Grundlohn gezahlt worden, so begründet eine Ummeldung nach Eintritt des Versicherungsfalles und Nachrichtung der höheren Beiträge keinen Anspruch des Arbeitslosen auf Zahlung der höheren Unterstützungsbeiträge. Ist die Anmeldung bei Beginn des Beschäftigungsverhältnisses ordnungsgemäß erstattet, sind dagegen die Beiträge aus irgendeinem Grunde überhaupt nicht gezahlt worden, so ist der bei der Anmeldung zur Krankenkasse vom Arbeitgeber angegebene Grundlohn für die Festsetzung der Unterstützung maßgebend. Hat der Arbeitgeber eine Anmeldung unterlassen, so daß Beiträge überhaupt nicht gezahlt worden sind, so darf auch Arbeitslosenunterstützung nicht gezahlt werden. Für den Arbeitnehmer besteht in diesem Falle lediglich die Möglichkeit einer Schadensersatzklage gegen den Arbeitgeber.“

Trotz der Ungeheuerlichkeit dieser Bestimmungen, die darin besteht, den Versicherten für Unterlassungen des Arbeitgebers zu bestrafen, müssen die ausführenden Organe sich an die Bestimmungen halten. Eine Änderung herbeizuführen ist Aufgabe der gesetzgebenden Instanzen. Es liegt nach dem Gesagten im Interesse des versicherten Kollegen, eventuelle Differenzen vor Stellung des Unterstützungsantrages zu bereinigen, um den Kollegen vor Benachteiligungen zu bewahren. Dabei entstehende Laufereien müssen, so unangenehm wie sie sind, mit in Kauf genommen werden.

Nun einige Worte zur Krankenversicherung der Arbeitslosen. Nach dem Arbeitslosenversicherungsgesetz wird jeder Hauptunterstützungsempfänger vom Arbeitsamt gegen Krankheit versichert. Zuständige Kasse für die Versicherung ist die Allgemeine Ortskrankenkasse im Bezirk des Arbeitsamts, das die Unterstützung gewährt. Der Arbeitslose hat aber das Recht, soweit er vorher Mitglied einer besonderen oder anderen gesetzlichen Kassen gewesen ist, dort Mitglied zu bleiben. Nach einer neueren Entscheidung handelt es sich hierbei um eine Weiterversicherung entsprechend dem § 313 der Reichsversicherungsordnung. Das bedeutet, daß der Versicherte, wenn er Gebrauch von der Weiterversicherung machen will, seiner Kasse gegenüber innerhalb der vorgeschriebenen Frist von 21 Tagen die Erklärung abgibt, daß er die Versicherung fortsetzen will. Aus der Abgabe der Erklärung erwächst für den Versicherten die Verpflichtung, während der Karenzzeit die Krankenkassenbeiträge selbst zu bezahlen. Das Arbeitsamt zahlt erst Beiträge vom Moment der tatsächlichen Unterstützungszahlung. Meistens sind die Kollegen nun sehr im Zweifel, wie sie sich verhalten sollen. Dazu einige kurze Ausführungen. Nach den Bestimmungen des § 214 der Reichsversicherungsordnung hat der wegen Erwerbslosigkeit aus der Versicherung Ausscheidende, wenn er im Laufe des letzten Jahres mindestens 26 Wochen oder unmittelbar vorher 6 Wochen gegen Krankheit versichert gewesen ist innerhalb von 21 Tagen nach dem Ausscheiden An-

spruch auf die Regelleistungen seiner Krankenkasse. Der Arbeitslose, der sich nicht weiterversichert, verliert also sein Anrecht auf die sogenannten Mehrleistungen, wenn während der Karenzzeit ein Versicherungsfall eintreten sollte. Im Erkrankungsfalle während der Arbeitslosigkeit genießt außerdem der Weiterversicherte zumindestens der höheren Stufen Vorteile gegenüber dem nur Pflichtversicherten. Eine ganz besondere Pflicht zur Weiterversicherung besteht für die Kollegen, die aus irgendwelchen Gründen eine Sperrfrist vor dem Bezug der Unterstützung durchmachen müssen. Außerdem ist eine fortlaufende Mitgliedschaft oft sehr wertvoll bei der Fristenberechnung, z. B. bei der Wochenhilfe, Familienhilfe usw., so daß man im allgemeinen nur raten kann, die Mitgliedschaft aufrecht zu erhalten. Im Zusammenhang mit dem vorher Gesagten muß auch auf einen Irrtum aufmerksam gemacht werden, dem ein großer Teil der Kollegen unterliegt. Mit dem Augenblick der Aussteuerung aus der Arbeitslosenunterstützung ohne Bewilligung der Krisenunterstützung oder der Aussteuerung aus der Krisenunterstützung endet die Krankenversicherung. Die Erwerbslosenhilfe zahlt keine Beiträge zur Krankenversicherung. Wenn irgend möglich, muß sich dann der Kollege freiwillig weiterversichern. Ebenso ist es ein Irrtum, zu glauben, daß schon mit dem Eintritt der Arbeitslosigkeit die Befreiung von der Zahlung der Arznei- und Krankenscheingebühr erfolgt. Nur wer als Arbeitsloser Hauptunterstützung der Alu- oder Krisenunterstützung oder als Ausgesteuerter Leistungen der öffentlichen Fürsorge erhält, ist von der Zahlung der Gebühr befreit. In Zweifelsfällen kann den Kollegen nur immer und immer wieder empfohlen werden, sich um Auskunft an ihre Krankenkasse zu wenden, denn auch die sachliche Beratung der Mitglieder gehört zum Aufgabengebiet der Sozialversicherung. Das Vertrauensverhältnis zwischen Mitgliedern und den Trägern und Organen der Versicherung ist der wichtigste Wertmesser der sozialen Versicherung. F. Naujoks.

Die Konsumgenossenschaften beim Umbau der Wirtschaft

Es ist von höchstem Interesse, zu beobachten, wie unter der Einwirkung der furchtbaren Schläge, die dem heutigen Wirtschaftssystem durch die Weltkrise versetzt worden sind und aus der es bis jetzt keinen Ausweg gefunden hat, sich in den weitesten Kreisen der Öffentlichkeit der Gedanke entwickelt und festgesetzt hat, daß eine Umformung der Wirtschaft absolute Notwendigkeit sei. Man kennt nur noch nicht das „Wie“. Die theoretischen Konstruktionen einer „Planwirtschaft“, die keine ist, weil sie sich auf die Banken- und Kartellkontrolle durch irgendein zu schaffendes Behördenorgan beschränken soll, reichen zu der als notwendig erkannten Umformung nicht aus, wenn daraus eine gesunde Volkswirtschaft entstehen soll.

Man muß schon an die „konstruktive Idee des Sozialismus“ heran, wie Dr. Hilferding in früheren Jahren einmal die praktische Umformung des privatkapitalistischen Wirtschaftssystems formuliert hat. Und was ist sie denn, diese „konstruktive Idee des Sozialismus“? Karl Kautsky hat sie einmal umschrieben als eine ungeheure Konsumgenossenschaft, in der die Produktionsmittel, Fabriken, Verkehrseinrichtungen niemandem und allen gehören und die Güterverteilung der kollektiven genossenschaftlichen Produktion sich nach gemeinschaftlichen Grundsätzen unter Ausschluß privatkapitalistischer Profitpolitik vollzieht. Wie in einer Konsumgenossenschaft. Und Karl Marx hat schon vor einem Menschenalter nach den Erfahrungen des Aufbaus der genossenschaftlichen Gütererzeugung in England ihre Entwicklung auf nationaler Stufenleiter zur Voraussetzung der „konstruktiven Idee des Sozialismus“ gemacht.

In der Tat zeigt auch die heutige Entwicklung der konsumgenossenschaftlichen Gütererzeugung, daß sie alle Elemente sowohl für die notwendige Kontrolle der Privatwirtschaft, wie für ihre Umformung auf weiten Gebieten enthält. Praktische Beispiele beweisen die theoretische Feststellung. Der Verband schwedischer Konsumvereine hat im Frühjahr 1931 eine neue große Glühlampenfabrik in Betrieb genommen, um die Preisdiktatur des internationalen Glühlampenkartells zu brechen. Das Kartell kannte die Absicht des genossenschaftlichen Unternehmens und setzte schon vorher die Preise von 1 Krone 85 Öre auf 1,25 herab und nach Eröffnung des Betriebes auf 95 Öre. Die Lampen der Genossenschaftsfabrik aber kosten trotzdem nur 85 Öre, also eine Krone weniger als ein Jahr vorher beim Kartell, und dieses will auch auf 85 Öre zurückgehen, wodurch die schwedische Volkswirtschaft jährlich 5 Millionen Kronen erspart. So wirkt die Preiskontrolle der Genossenschaftsfabrik. Daß der schwedische Genossenschaftsverband einige Jahre vorher die Preisdik-

tatur eines Mühlen- und eines Gummikartells gebrochen hat, ist ebenso bekannt, wie die Tatsache, daß die Großverkaufs-Gesellschaft Deutscher Konsumvereine schon vor 20 Jahren das Kartell der Markenartikelfabrikanten zur Kapitulation gezwungen und durch seine beiden riesigen Seifenfabriken die Bildung eines Seifentrusts verhindert hat.

Was wäre erst aus dieser konsumgenossenschaftlichen Konzentration der Kaufkraft zu machen, wenn man sie, wie Karl Marx es verlangte, „auf nationaler Stufenleiter entwickeln“, d. h. staatlicherseits durch gesetzgeberische Maßnahmen ohne jede finanzielle Subvention fördern, statt hemmen würde?! So wie es nun die Regierung der neuen spanischen Republik zu tun entschlossen ist. Das neue Genossenschaftsgesetz, das sie dem Parlament vorgelegt hat, stellt die Konsumgenossenschaften in den Dienst der Landwirtschaft, nachdem der Großgrundbesitz seine Rolle ausgespielt hat; es überträgt den Genossenschaften die Versorgung der Bevölkerung mit Gas, Wasser, Elektrizität und stellt sie ganz ausdrücklich in den Dienst der republikanischen Regierung mit der Aufgabe einer Preiskontrolle der Privatwirtschaft. Also keine wirtschaftliche Revolution und Enteignung oder Zerstörung des Kapitals wie in Rußland, wodurch der gemeinwirtschaftliche Aufbau nur gehemmt würde; aber „Förderung der Konsumgenossenschaften auf nationaler Stufenleiter“ als Voraussetzung für wirksame Preiskontrolle der Privatwirtschaft mit dem Ziel ihrer Umformung. Darin wurzelt die entscheidende Bedeutung der Konsumgenossenschaften beim Umbau der Wirtschaft.

Stuttgarter Front gegen Lohnabbauerei

Am 13. Oktober fand die Versammlung der Stuttgarter Kollegen statt. Sie behandelte zuerst die Frage der Unterstützung der Ausgesteuerten durch die Lokalkasse. Einstimmig wurde folgender Antrag der Verwaltung angenommen:

„Der wöchentliche Lokalbeitrag beträgt 30 Pf., dazu wird noch ein Extrabeitrag von 30 Pf. erhoben, so daß der gesamte Verbandsbeitrag 3 Mk. beträgt. Die Höhe und die Dauer der Unterstützungszahlung wird von Zeit zu Zeit, je nach dem Vermögensstand der Lokalkasse, festgesetzt durch die Ortsverwaltung.“

Anschließend folgte der Hauptpunkt der Tagesordnung: Referat über den Kongreß des ADGB in Frankfurt a. M. Der Referent, ein delegiert gewesenes Mitglied des Holzarbeiter-Verbandes, berichtete in dem Sinne, wie schon die „Gr. Pr.“ und die „Gewerkschafts-Zeitung“ über den Kongreß berichtet hatten.

In der nun folgenden Aussprache wandten sich mehrere Redner scharf gegen die seitherige Haltung der Gewerkschaftsführung. Sie forderten einen stärkeren Widerstand gegen den Druck der Unternehmer; die „Tolerierung“ müsse endlich einmal aufhören.

Im Verlauf der Versammlung wurde auch die Kündigung des Lohnabkommens durch den Schutzverband behandelt. Die Stimmung der Versammlung äußerte sich in der einstimmigen Annahme folgender Resolution an den Verbandsvorstand:

Die am 13. Oktober 1931 in Stuttgart im Metallarbeiterheim tagende Mitgliederversammlung des Verbandes der Lithographen, Steindruck- und verwandten Berufe erhebt schärfsten Protest gegen das Verlangen einer weiteren erheblichen Lohnsenkung durch den Schutzverband des Lithographie-, Steindruck- und Offsetgewerbes.

Die Hilfenschaft erwartet vom Verbandsvorstand, daß er unverzüglich alle Maßnahmen trifft, die der Abwehr jeder weiteren Lohnsenkung dienen und Kampfmaßnahmen auf breiterer Grundlage vorbereitet; insbesondere durch Fühlungnahme mit den anderen übrigen graphischen Verbänden die Frage klärt, inwieweit die Möglichkeit besteht, gemeinsam zur Abwehr weiterer Lohnkürzungen zu kommen.

Jede weitere Lohnsenkung ist für die Kollegen und die gesamte Arbeiterenschaft untragbar.

Zu fordern ist die Einführung der 40-Stundenwoche mit Lohnausgleich.

Die Mitgliedschaft Stuttgart ist nicht gewillt, durch einen eventuellen Schiedsspruch weitere Verschlechterungen hinzunehmen und fest entschlossen, ihre Position mit allen Mitteln zu verteidigen.

Die Mitgliedschaft Stuttgart steht fest und treu zur Organisation, fordert aber jetzt auch entschiedene, energische Abwehr aller Angriffe und eine entschlossene Führung in ihrem schweren Kampfe um die Existenz.“

Der Bedarf der chemigraphischen Kunstanstalt an Rohstoffen und die Verwendung seiner Fertigprodukte.

Innerhalb der graphischen Industrie, ist das Chemigraphiegewerbe ein kleiner, unbekannter Industriezweig. Seine Hauptaufgabe ist, das Buchdruckgewerbe mit Druckträgern zu versorgen.

Zur Herstellung von Bildträgern bedarf es besonderer ätzfähiger Metalle, Chemikalien, Säuren, Farben, Asphalt, Hölzer und Papiere. Als besonders ätzfähige Metalle gelten Kupfer, Zink und Messing. Zink ist durch seine vielseitige Eignung das meistgebrauchte Metall. Um seine näheren Bestandteile kennen zu lernen, müssen wir uns dem Bergbau zuwenden. — Im (Bergbau) Erzgebirge und noch in anderen Gebieten, wird die Zinkblende, das Blei und das Kieselzinkerz (auch Rotzinkerz) aus der Tiefe der Erde geborgen. Die Erze werden geschmolzen und je nach Prozentgehalt für die verschiedenen Zinklegierungen sortiert. Die jeweiligen genauen Bestandteile der Druckplatten von Zink sind nicht bekannt. Es muß eine Legierung sein, welche in ihrer Dichte für das bloße Auge eine glatte Fläche darstellt. Im Walzwerk wird das Zink auf eine gleichmäßige Stärke gewalzt. Die gebrauchten Stärken für Zink schwanken zwischen einem halben Millimeter (Zeitungsblech) bis zu 7 Millimeter (Prägezink). Nach dem Walzen werden die Zinkplatten geschliffen und gleich einem Metallspiegel blank poliert. Jetzt sind sie so weit fertig, um eine Zeichnung oder Photographie darauf kopieren zu können. Die feine Dichtigkeit der Platte ist bedingt, wenn man bedenkt, daß auf einen Quadratmeter Zink 70 Punkte (auch mehr oder weniger) als Druckträger in Betracht kommen.

Ein weiter wichtiger Metallstoff ist das Kupfer. In den Kupferminen Afrikas und in den Bergwerken des Urals wird der Kupferkies, das Buntkupfererz und der Kupferglanz zutage gefördert. Um die Erze zu rösten, müssen sie mit Zuschlägen und Kohle verbunden werden. Der nun erhaltene Kupferstein, auch Rohkupfer oder Schwarzkupfer genannt, wird nochmals mit Kohle geschmolzen und gereinigt. Kupferstein wird auch im Bessemerverfahren verarbeitet. Aus dem Schwarzkupfer wird auf dem elektrolitischen Wege reines Kupfer gewonnen. Die große Festigkeit und Zähigkeit des Kupfers erfordert einen hohen Schmelzgrad. Im Walzwerk ist die Verarbeitung des Kupfers fast dieselbe wie beim Zink.

Als drittes Metall kommt noch das Messing in Frage. Es ist eine Legierung von Kupfer und Zink. Am meisten werden die Messingplatten zu Prägeplatten verwendet.

Zur Verarbeitung der Metalle werden in der Chemigraphie die Säuren gebraucht. Für Zink wird die Salpetersäure in verschiedener Konzentration verwendet. Es ist eine wasserhelle, schwach rauchende Flüssigkeit, die gewöhnlich von Zersetzungsprodukten, die sich unter Einwirkung des Lichtes in der Säure bilden, gelblich färbt. Die verwendete Salpetersäure ist nie konzentriert, sondern mehr oder weniger wasserhaltig. Ihre Dichte schwankt zwischen 36 und 40 Grad nach Baumé. Die Salpetersäure besteht aus Salpetersäuren und wird durch Destillieren mit Schwefelsäure gewonnen. Ihre chemische Bezeichnung ist HNO_3 . Es ist ungesund mit Salpetersäure zu arbeiten. Das zeigt folgender Vorgang: Legen wir eine Zinkplatte in eine Tonwanne mit mittlerer Salpetersäure, so zerfällt ein Teil des Zinkes unter heftiger Erwärmung in Zinkoxyd und Zinknitrat. Bei diesem Vorgang wird ein Gas frei, das an sich farblos ist, sich aber an der Luft sofort braun färbt. Es ist das atemberaubende giftige Stickoxyd (NO).

Für das Kupfer kommen als Atzmittel das Eisenchlorid in Betracht. Selbiges ist ein gelblich-braunrotes, in Wasser leicht lösliches Salz. Im Gegensatz zur Salpetersäure ist der Atzprozeß beim Eisenchlorid ungefährlich. Der Vorgang bei der Einwirkung von Eisenchlorid auf Kupfer ist der, daß das Eisenchlorid sich zu Eisenchlorür reduziert und das dabei frei werdende Chlor sich mit dem Metall zu Kupferchlorid verbindet. Das gesättigte Kupferbad kann durch Einführung blanker Eisenspäne regeneriert werden. Als metallischer Schlamm bleibt das gelöste Kupfer zurück.

Die zur Herstellung von Farben dienenden Rohstoffe, sind die Öle und die Kohlen. Zur Verarbeitung gelangt die Steinkohle, welche beim Schmelzen sich in Teer, Koks und Gas auflöst. Als Nebenprodukt bei der Herstellung von Leuchtgas, ist der Steinkohlenteer noch eine schwarze Masse. Der Farbenfabrikation ist es gelungen, aus dieser unangenehm riechenden, nichtssagenden Masse, die schönsten Farben herzustellen. Die besten Schwarzfarben liefert Amerika. In seinen Petroleumdistrikten, wo aus dem Boden Erdgase entströmen und Öle hervordringen, werden die feinsten Rußsorten hergestellt. Diese Öle und Gase werden in Lampen, welche eine möglichst rußreiche Flamme haben, für die Schwarzfarbenfabrikation verbrannt. Um die Farben in druckfähigen

Zustand zu bringen, müssen dieselben mit einem Bindemittel vermischt werden. Diese Verbindung nennt man Firnis. Zur Herstellung von Druckfarben wird der sogenannte Leinölfirnis verwendet. Das Leinöl wird durch Pressen aus der Leinpflanze gewonnen. Es ist ein sehr fettiges Öl. Dieses Öl wird erhitzt und mit Blei- oder Zinkoxyd vermischt. Durch kürzeres oder längeres Kochen entstehen die verschiedenen schwachen oder zähen Firnisse, die das Bindemittel aller Druckfarben bilden.

Ein weiterer Hilfsstoff ist das Asphaltpulver. Es ist ein Erdpech, aus Erdöl durch Oxydation entstanden. Asphalt ist entzündlich und löst sich in Benzin und Ölen auf. Beim Atzprozeß wird es als Isoliermittel gegen die Säuren verwandt.

Zur Prüfung der Fertigprodukte in der Chemigraphie braucht man das Papier. Die Bestandteile desselben sind Lumpen, Zellulose und andere Füllstoffe. In den Papierfabriken werden die Lumpen sortiert, im Holländer zerkleinert und hierauf gebleicht. Nachdem es zu Ganzzeug zeremahlen ist, wird es mit Holzschliff versetzt. Holzschliff ist ein Holzstoff, welcher aus den Zellwänden des Holzes besteht. Er wird durch Schleifen des Holzes gewonnen. Diesen Stoffen, die mit Wasser sehr stark vermischt sind und einen dünnen Brei bilden, wird Harzseife zugesetzt, um sie zu binden. Auf großen Metallschüttelsieben entwässert man den Papierbrei, um durch diesen Vorgang das Verfilzen der Fasern zu ermöglichen. Über große Trommeln wird diese filzige Papiermasse getrocknet und nun gefestigt zu großen Rollen aufgestapelt. Durch die Kalandrierung bekommt das Papier die nötige Glätte.

Sehr verschiedener Art ist die Verwendung der Fertigprodukte in der Chemigraphie. Tag für Tag wandern hunderte, ja tausende von Bildstöcken in die Buchdruckereien. Einen großen Teil der Druckstöcke verschlingen in der Neuzeit die Tageszeitungen. Hier werden Bilder politischen und sportlichen Charakters gezeigt. Immer mehr verdrängt die Illustration das geschriebene Wort in den Zeitungen. Es ist verständlich, wenn man das Tempo der Zeit bedenkt. Der Sinn eines Bildes ist schneller zu erfassen als einige Zeilen Text. Die hohen Auflageziffern der illustrierten Wochenschriften beweisen immer mehr, daß man sich gern auf leichte, verständliche Art von den neuesten Vorgängen auf der Welt unterrichten läßt.

Eine andere wirtschaftliche Bedeutung hat das Reklameklichee. In besonders auffallender Bildausdrucksweise versucht es für seinen Industriezweig zu werben. Jede Industrie hat den Wert der Reklame erkannt und gibt dafür jährlich bis zu Millionen von Mark aus.

Als dritter wichtiger Faktor kommt die Buchillustration in Frage. Reisebeschreibungen von heute sind ganz undenkbar ohne passende Landschaftsbilder. Die Auffassungen der Leser werden dadurch objektiver und manche falsche Vorstellung von irgendeiner berühmten Stadt oder Landschaft verhindert. Fast jede Wissenschaft benutzt die Bildreproduktion, um überzeugender ihre Forschungen und Entdeckungen beweisen zu können.

Wäre das nicht auch notwendig?

Es wäre sicher keine unnütz vergeudete Zeit, wenn die Kollegen nicht nur über die Arbeitsbedingungen und Lohnverhältnisse in ihren Firmen Erhebungen veranstalten und berichten würden, sondern auch über die Inhaber der Firmen, ihre persönlichen Charaktere, ihre geistigen Fähigkeiten und Neigungen möglichst unbefangenen und objektiv buchführen und ihre Wahrnehmungen bei unsern Auskunftsstellen niederlegen würden. Allerdings, das Studium praktischer Psychologie ist sehr schwierig. Aber immerhin, wenn die Unternehmer sich mit unsern Charaktereigenschaften eingehend beschäftigen und unsere schwachen oder starken Seiten für sich ausnützen, warum sollen wir das Gleiche gegen sie nicht tun? Wir würden dann gar bald erkennen, daß die Herren auch bloß nackt in ihrer Kleidung stecken und unser verdammter Unterwürfigkeitssinn würde sich schnell verlieren. Es ist unsittlich und unwürdig, sich einem Menschen unterzuordnen, der uns nicht geistig und moralisch überlegen ist.

In meiner fünfzigjährigen Tätigkeit als Lithograph hatte ich reichlich Gelegenheit, die verschiedenartigsten Unternehmertypen kennen zu lernen. Sanguiniker, Choliker, Alkoholiker, Lebemänner, Gecken und Geizhalse. Und bezeichnend genug: alle bis auf meinen Lehrherrn waren Nichtfachleute. Alle jedoch verstanden es ausgezeichnet, möglichst viel aus den Gehilfen herauszupressen, sie alle wurden reich und die Gehilfen blieben arm. Immerhin arbeitete es sich am besten unter den Fachleuten, denn sie wußten eine tüchtige Arbeitskraft zu schätzen. Am ammaßendsten habe ich immer jene Unternehmer gefunden, die als Reserveleutnants immer noch ihre Rekruten in den Gehilfen sahen. So empörte es mich immer, zu sehen, wie der Werkmeister einer großen Papierwarenfabrik vor seinem Chef, der

ihn in militärisch-befehlshaberischem Ton gerufen hatte, drei Schritte vor ihm stehen blieb, Hackenzusammen, Hände an der Hosennaht, und in schnarrendem Leutnantston kasernenhofmäßig abgetotelt wurde. Der Chef ein Rittmeister d. R. bei den Bonner Husaren nannte das, seinen Untergebenen den „preußischen Muck“ beibringen.

Ein anderer Unternehmer, ebenfalls Leutnant der Reserve, spielte sich stark auf den Sozialreformen der Moritz v. Egidischen Richtung heraus. Die Geschichte durfte aber beileibe nicht seinen Betrieb und seinen Geldbeutel berühren. Hier war er Despot. Und wenn seine Arbeiter mit irgendwelchen sozialreformatorischen Wünschen an ihn herantraten, versprach er zwar, sie in wohlwollende Erwägung zu ziehen, entließ aber gar bald die Wortführer unter irgendeinem Vorwand aus seinem Betriebe.

Ein sehr temperamentvoller Herr war Ohrfeigen-Anton, der Betriebsdirektor einer großen Blechemballagenfabrik. „Wenn Sie ein Lehrling wären, würde ich Ihnen eine hinter die Löffel schlagen“, so brüllte er seinen Andruker an, und das nur deswegen, weil der akademisch gebildete Herr Diplomingenieur nicht wußte, daß jedem Andruker auch einige Abzüge beiliegen, auf denen die Farben und der Passer noch nicht stimmen. Der Andruker, ein tüchtiger, fleißiger Mensch, hatte es sich wohl nicht träumen lassen, daß ihm einst von seinem Chef, mit dem er als Junge auf dem Fabrikhof gespielt hatte, in seinem vierzigsten Jahre Ohrfeigen geboten werden würden. — Es war mir immer unverständlich, daß es Arbeiter gibt, die eine Ehre darin sehen, mit einem Unternehmer außerhalb des Geschäftes gesellschaftlich zu verkehren. Und doch geschieht es auch heute noch. Ich hätte es gern gesehen, wenn jener Betriebsdirektor und ehemaliger Marineleutnant, dessen Bildungsfirnis so arge Risse aufwies, sich mit dem bei ihm fabrizierten, angeblich wetterfesten Lack lackiert hätte. Die Arbeiter sollten doch diese Rohlinge in Smoking und Lackschuhen unter sich und ihresgleichen lassen, und es nicht als Auszeichnung ansehen, von ihnen mit ein paar Glas Bier traktiert zu werden.

Ein schnurriger Kauz von besonderen Qualitäten war der Bruder von Ohrfeigen-Anton, Herr Generaldirektor Würstchen-Max: krankhaft mißtrauisch und argwöhnisch gegen jedermann, und knickrig bis zum filzigsten Geiz, ganz wie eine Gestalt von Molière, und dabei ein Millionär. Er war immer darauf bedacht, neue Verschlechterungen der Arbeitsverhältnisse in seinem ererbten Großbetriebe einzuführen. Ausgerüstet mit solchen Eigenschaften und Neigungen, mußte ihm natürlich die Liebe und Achtung seiner Arbeiter zufließen. Nur uns hat man nie an ihm beobachten können: persönlichen Mut, deshalb überließ er auch stets die Durchführung der von ihm ausgebrüteten Verschlechterungen der Arbeitsverhältnisse und die Verhandlungen mit den Arbeitern seinem Bruder. Als Besitzer eines großen Parks hatte er bis in den Wipfel eines hohen Baumes eine Art Klettergerüst anbringen lassen, das nach der Meinung seiner Arbeiter, die in der Nachbarschaft Schrebergärten hatten, ihre Überwachung bezweckte oder daß der Herr Generaldirektor dem atavistischen Trieb seiner Vorfahren gehorchen mußte, auf allen Vieren auf den Baum zu klettern, um ungestört darüber nachzudenken, wie die Singvögel für die Benutzung der Nistkästchen tributpflichtig gemacht werden könnten, denn der Herr war ein scharfer Rechner. Er pflegte zu sagen: „Wenn jeder Arbeiter täglich nur für zwei Pfennige an seiner Arbeitszeit versäumt, dann rechnen Sie mal aus, welchen Schaden wir an tausend Arbeitern im Jahre haben.“

Wein ich nun noch jenes Unternehmers gedanke, dessen lithographische Faksimile-Nachbildungen von Gemälden berühmter Meister seinerzeit sehr beliebt waren, und der persönlich eine besondere Vorliebe für die Frauen — anderer — hatte, so unterstreiche ich nochmals, daß die Gehilfen nicht die geringste Veranlassung haben, von den Unternehmern sich mit Geringschätzung und Verachtung behandeln zu lassen. Und unser proletarischer Klassenstolz muß uns unter allen Umständen zurückhalten von einem gesellschaftlichen Verkehr mit ihnen. Klassenstolz ist Klassenbewußtsein. Erst der Klassenkampf hat die Arbeiterorganisationen zu einer so gewaltigen Armee zusammengeschlossen. Das Bündnis mit dem Unternehmertum, mit der Bourgeoisie, macht uns ohnmächtig; das gilt sowohl für den einzelnen, als auch für die Masse. „Gedeihen würden dabei nur jene Elemente, denen unsere Partei nichts ist als die Leiter, um persönlich höher zu kommen, die Streber und Amterjäger. Je weniger solcher Elemente wir an uns ziehen, je mehr wir davon abstoßen, desto besser für unsern Kampf.“ (Kautsky.)

—n.

Wenn der Krieg, wie man gern sagt, der Vater großer Tugenden wäre, so müßten die Menschen vor lauter Morden und Brennen schon Heilige oder Götter sein . . . Nein, nicht die rohe Gewalt fördert die Entwicklung, sondern der Idealismus.

Peter Rosegger.

Hingabe

Als Raschdorf in die Jahre kam, in jene Jahre, wo andere Leute ihre Ersparnisse in ein Automobil zu stecken und das dritte Kind in die Schule zu schicken beginnen, da kam sich Raschdorf, nach zwölfmaligem Berufswechsel noch immer ohne regelmäßiges Einkommen hin und wieder etwas nackt und erbärmlich vor, denn er war noch immer nicht viel anderes als ein Schriftsteller, und zwar ein wenig bekannter, ziemlich unbekannt geliebener Gelegenheitschriftsteller und Humorist aus inneren Nöten heraus.

Ohne die sonst übliche Zugehörigkeit zu einer klar beschreibbaren Klasse von Arbeitsmenschen oder zu einem „geachteten Stand“ und regelmäßiges Metier, in einer ungeheizten Mansarde zu Hause, ein Hungerkünstler bei Wasser und Brot, so schob dieser Dichter, seiner zweifelhaften Freiheit nur selten froh werdend, voller Tagessorgen durch die Straßen, weder produktiv noch glücklich genug zu jenem künstlerischen Schaffen, von dem er fortgesetzt träumte, noch ganz verloren, ohne die nötigen Flügel zum Fliegen und doch noch nicht völlig vom Schicksal gerupft und gebrochen.

Es war in diesen ziemlich verworrenen, lichtarmen Jahren, den „Affenjahren“, wie Raschdorf selber einmal später diese seine wüste Leidszeit nannte, als er plötzlich und ganz unerwartet doch noch zu einem anständigen Berufe kam und zwar zu einem sehr modernen, sehr besonderen, wie für einen Dichter geschaffenen und extra erfundenen. Raschdorf fand sich wie in den Himmel geschwimmt, als er, fast über Nacht, von einer fleißigen, zierlichen, pensionsberechtigten staatlichen Beamtin zu ihrem Beschützer und Berücker auserkoren und nach kurzer Probezeit wirklich engagiert wurde. Es war für ihn begreiflicherweise ebenso überraschend wie beglückend und beseeligend, auf so unerwartete Art zu einer sinnvollen Betätigung seiner schon schwindenden Kräfte zu kommen, und zu einem Berufe, der ihn voll befriedigen vermochte, und von dem er später nie mehr anders als von dem süßesten Beruf, den er je ausübte, mit Ausdrücken höchster Begeisterung sprach.

Man wird nun vielleicht neugierig fragen, was Raschdorf denn eigentlich in seinem Beruf zu tun hatte.

Er hatte weiter nichts zu tun, als der Ehemann seiner hübschen, fixangestellten Beamtin zu sein! Nichts als das!

Ehemann sei doch mancher andere auch, wird man entäuscht antworten.

Aber ein sanfter, hingebender, aufmerksamer Ehemann zu sein — das erfordert Talente. Fast jeder Beruf erfordert Talente, Hingabe, Zeit und Geschicklichkeiten. Über diese Eigenschaften verfügte Raschdorf nun in hohem Grade. Darum hatte sich die Beamtin den Dichter auserkoren. Und sie hatte recht. Wenn auch natürlich zu sagen ist, daß diese Ehe, von Zuschauern betrachtet, ihre Merkwürdigkeiten hatte.

Es gab sofort viele gute, wohlansgesehene Bürger und Zeitgenossen Raschdorfs, die manches an „diesem Pärchen da“ empörend fanden, gelinde

gesagt. Was das für eine Ordnung sei, sich von einer Dame erhalten zu lassen. Am Morgen liege Raschdorf bis zehn Uhr im Bett, während seine Frau um acht Uhr ins Büro renne. Es sei etwas stark, halbe Nachmittage sehe man diesen Herrn Lebenskünstler im Café sitzen und Witzblätter lesen, während seine arme Frau . . .! Ein solcher Bummelfritze sollte sich schämen! „Die Neger legen sich auf die faule Haut und lassen ihre Weiber schaffen!“

Solcherlei, im Baßgeigenton vorgebrachter Redensarten polterten aus den tiefentzesteten Brüsten neidischer Ehemänner und Helden des Alltags heraus, man konnte manches über Männerstolz und Männerneure hören. Und die meisten von den dazugehörigen Ehefrauen schimpften tüchtig mit. Und sie lachten und fanden, dies Schauspiel, das Herr und Frau Raschdorf da gäben, werde gewiß nicht lange dauern, diese hübsche kleine Frau sei doch nicht so dumm, für einen solchen Faulpelz zu arbeiten, sich abzuschinden, der tagelang nichts anderes tut als spazierengehen. So schwätzten sie alle und prophezeiten baldiges Zerwürfnis mit Scheidung dieser unsinnigen Ehe.

Aber siehe, bevor noch wenige Wochen vergangen waren, änderten schon einige in Ehesachen erfahrene Hausfrauen ihre Meinung. Sie hatten das merkwürdige Paar reichlich ausgedunkelt, wie Hausfrauen so zu tun pflegen, und was sie dabei erkannten, sah nicht durchweg übel aus.

Sie konnten sich zwar in der Tat leicht überzeugen, daß Raschdorf wirklich ein ziemlich ausgebildeter Spaziergänger Mensch sei, den man, sein Stöcklein schwingend, viel auf den Straßen und zu allen Zeiten in den Cafés sehen konnte, aber, fanden sie es, es sei immerhin zu sagen, daß er abends, wenn seine Frau Feierabend habe, immer zu Hause sei und weder in Vereinssitzungen laufe, sonst in einen Klub. Und wenn man ihn recht beobachte, könne man Raschdorf mit rührend zärtlicher Regelmäßigkeit zur Zeit des Arbeitsschlusses seine liebe kleine Beamtin abholen sehen. Das sei immerhin auch etwas! Und noch selten habe man auf dieser Welt zwei glücklichere Menschen Arm in Arm durch die Straßen der Stadt wandern sehen, kurz, es sei zu vermuten, diese kleine, kluge Beamtin werde sich wahrscheinlich ihre Wahl überlegt haben und trotz der scheinbar umgekehrten Rechnung bis zuletzt auf ihre Kosten kommen.

Und ist es nicht wirklich so? Haben diese Frauen mit ihrer Meinung nicht recht. Warum sollte sich Raschdorfs kleine Beamtin für ihren hartverdienten Lohn nicht denjenigen Luxus und Spaß erlauben dürfen, der ihr Freude macht? Andere sparen für eine Ferienreise, für die Katze, warum sollte diese Frau nicht denjenigen Mann sich halten, der ihr allseitig und von höchsten Gesichtspunkten aus plausibel ist? Sich einen Ehemann leisten, der ihr paßt, den sie trotz merkwürdiger Dichtermanieren hochschätzt und achtet, den sie liebt, der Zeit und Muse hat, ihr diejenige Aufmerksamkeit und Liebe zu bezeigen, die eine kleine, hübsche Frau wert ist? Und der aus seiner Liebe einen edlen Ritterdienst macht!

Für einen Mann mache sich so etwas immerhin schlecht, fanden die Leute. Aber das waren Vorurteile, Zimmerlichkeiten, Konventionen.

Raschdorf, der seine Arbeitszeit und sein Spaziergängerum nun weiter gestalten konnte, rechnete es sich zur Ehre an, jeden Abend für seine Frau freundlich und heiter und glücklich da zu sein. Und so konnte unsere kluge Beamtin nach des Tages Last und Mühen auf einen frischen, frohen Kameraden zählen. Auf welche Art die beiden Verliebten ihre freie Zeit miteinander hinbrachten, entging zwar der Beobachtung ihrer Nachbarn, wer aber genau die Sache verfolgte, konnte bald erkennen, wie Raschdorf bei seinem süßen Berufe sich rasch von den armseligen Zuständen seiner früheren, verwahrlosten Junggesellenjahre erholte. Und was das wichtigste ist: würden seine Mitmenschen etwas von seinen künstlerischen Arbeiten verstanden haben, sie hätten sich darin mit der Entfernung der Sorgen und mit der verbesserten Lebenshaltung einen Aufschwung und Zeichen einer Erneuerung finden können.

In der Tat war ja auch wirklich dieses etwas ungewöhnliche Verhältnis, wo eine kleine tüchtige Frau einem Künstler durch ihre Brotarbeit zu freierem Schaffen und auf neue Beine verhilft (und so indirekt eine vornehme geistige Mission erfüllt) etwas Schönes und wertvoller fast als manche jener üblichen Ehen, wo edle, gebildete Männer sich mit dummer Sklavenarbeit habtötend schaffen müssen, damit ihre Ehefrauen möglichst viel Kinder sich leisten oder ungeniert ihrem Teeklatsch nachgehen können.

Sogar Frau Meier fand, Raschdorfs Verhältnis sei eigentlich hübsch. Ein Ehemann, der so viel freie Zeit für seine Frau zur Verfügung hat, sei wünschenswert. Ihr Mann habe das leider nicht. Der sei immer wieder schon längst in der Arbeit oder in einem Klub bevor sie Zeit finde, in seiner Liebe auch nur halb zu erwärmen . . .

Von da an, von Raschdorfs Exempel an oder vielmehr demjenigen seiner mutigen Frau, datiert in den Frauenjournalen jene Bewegung, die man heute unter dem Namen „Reziproke“ so oft diskutiert findet. Jener Art Ehe, wo den heutigen schweren Zeiten entsprechend, eine wackere Frau sich in heroischer Tat opfert, um ihrem Mann die nötige ökonomische Freiheit, zu jener edlen geistigen Lebensführung verschaffen zu helfen, die für den Glückszustand des geistigen Mannes so überaus wichtig ist, und aus der allein er seinerseits wiederum höchste Liebe und höchstes Glück

Inhaltsübersicht

Rami fällt Lohnscheidungsspruch für das Steindruckergewerbe.

Arbeitslosigkeit und Krankenversicherung / Die Konsumgenossenschaft beim Umbau der Wirtschaft / Stuttgarter Front gegen Lohnabbauerei.

Der Bedarf der chemigraphischen Kunstanstalt an Rohstoffen und die Verwendung seiner Fertigprodukte / Wäre das nicht auch notwendig?

Hingabe / Den Toten zum Gedächtnis.

Den Toten zum Gedächtnis!

1931.

† Am 23. September in Nürnberg Johann Mehl, Steindrucker aus Nürnberg, 57 J. alt, an Darmkrebs, krank 43 W. — Eingetr. in Nürnberg am 17. März 1892.

† Am 24. September in Nürnberg Georg Fuchs, Steindrucker aus Oberschwarzach, 48 J. alt, an Gehirnähmung, krank 8 W. — Eingetr. in Nürnberg am 4. Februar 1901.

† Am 25. September in Berlin Franz Habicht, Kupferdrucker aus Berlin, 44 J. alt, an Herzschwäche, krank 17 W. — Eingetr. in Berlin am 15. Januar 1928.

† Am 28. September in Waldenburg - Altwasser in Schlesien Rudolf Herden, Steindrucker aus Nieder-Hermsdorf, Kreis Waldenburg, 19 J. alt, durch Ertrinken infolge eines Bootsunfalles. — Eingetr. in Waldenburg am 5. April 1931 (vorher Mitglied der Lehrlingsabteilung seit 8. Mai 1927).

† Am 28. September in Dresden Oskar Dachwitz, Steindrucker aus Gr. Lessen, Kreis Grünberg i. Schl., 40 J. alt, plötzlich an Herzschlag. — Eingetr. in Dresden am 12. September 1909.

† Am 29. September in Düsseldorf Karl Nilkens, Steindrucker aus Bockum b. Krefeld, 51 J. alt, an Nierenschwumpfung, krank 12 W. — Eingetr. in Krefeld am 4. Februar 1906.

† Am 30. September in Offenbach a. M. Heinrich Thomas, Lithograph aus Laubenheim, 55 J. alt, durch Unfall (vom Auto überfahren), invalide seit 29. Juni 1924. — Eingetr. in Frankfurt a. M. am 1.5. 1900.

† Am 30. September in München Karl Leinor, Steindrucker aus München, 50 J. alt, an Magenkrebs, invalide seit 30. Dezember 1928. — Eingetr. in München am 20. April 1901.

† Am 2. Oktober in Gleiwitz i. O.-Schl. Gustav Druse, Lithograph aus Harpersdorf, Kreis Goldberg, 59 J. alt, an Krebsleiden, krank 10 W. und 4 T. — Eingetr. in Gleiwitz i. O.-Schl. am 17. Juni 1923.

† Am 4. Oktober in Karlsruhe Otto Müller, Steindrucker aus Leipzig-Connewitz, 64 J. alt, an Lungenerweiterung und Herzschlag, krank 3 W. und 4 T. — Eingetr. in Braunschweig am 1. Januar 1905.

† Am 6. Oktober in Frankfurt a. M. Georg Vetter, Steindrucker aus Reichelsheim, Kreis Erbach, 75 J. alt, an Schlaganfall, invalide seit 29. Juni 1924. — Eingetr. in Frankfurt a. M. am 1. Mai 1884.

† Am 8. Oktober in Berlin Otto Kautz, Steindrucker aus Berlin-Lichtenberg, 67 J. alt, an Lungenkrebs, krank 27 W. — Eingetr. in Berlin am 17. Juni 1906.

† Am 10. Oktober in Berlin Bruno Vogel, Steindrucker aus Berlin, 48 J. alt, an Lungenfistel und Blutsturz, krank zuletzt 3 W. — Eingetr. in Berlin am 15. August 1901.

† Am 10. Oktober in Berlin Ernst Franke, Steindrucker aus Johanneergegenstadt i. Sa., 48 J. alt, an Vergiftung. — Eingetr. in Berlin am 5. Juni 1927.

† Am 15. Oktober in Wuppertal-Barmen August Drefin, Steindrucker aus Barmen, 38 J. alt, an Gallenblasen- und Lungenentzündung, krank zuletzt 9 W. — Eingetr. in Barmen am 1. Januar 1922 (vorher Mitglied im Deutschen Verkehrsband seit 10. Mai 1919).

Ehre ihrem Andenken!

Zur gefl. Beachtung! Wir bitten sämtliche Mitgliedschaftsvorstände, uns von jedem Todesfall mit Angabe der Mitgliedsnummer, Art und Dauer der Krankheit usw., unter Befügung des Mitgliedsbuches und der Sterbeurkunde stets sofort Mitteilung zu machen. Wenn der Verstorbene eine unterstützungsberechtigte Witwe hinterläßt, wolle man uns auch gleich deren Personalien (Rufnamen, Geburtstag und -jahr) mitteilen. Der Vorstandsvorsitz.